

Illustrirtes Unterhaltungsblatt



Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.
Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.

Ein lieb Gesicht . . .

Und ging ich ohne Enden
Und flüchtiger noch als wie der Wind:
Die Welt ist viel zu weit und breit
Als daß in dieser Lebenszeit
Die Herzen sich auch fänden,
Die für einander sind. —

Mein' Sehnsucht ist geflogen
Und küßte wo ein lieb Gesicht.
Nun grub an manchem Meilenstein
Ich Stückweis' schon mein' Jugend ein,
Hab' ein Jahrzehnt durchzogen
Und fand es heut noch nicht. . . .

Jetzt will ich darauf sehen,
Daß ich ein Kräutlein Glauben pflück'.
Es ist der Pfad der Ewigkeit
Ja nicht als wie die Erde breit.
Wills Gott, kanns mir geschehen,
Daß ich es dort erblick'! . . .

Die Letzten der Turm-Edelfink.

Von Adolf Dalwig-Hohenrode.
[Fortsetzung.] [Nachdruck verb.]

Alfred erschrak, sollte seine Frau hinter seinem Rücken über diese Summen verfügt haben? Schrötter räusperte sich und äußerte vorsichtig, dieses sei wohl nicht anzunehmen, es sei wohl mehr eine diskrete Familienangelegenheit. „Darum, Herr Doktor, bin ich selbst und zu so früher Stunde gekommen, um mit Ihnen persönlich zu unterhandeln und nicht Dritten Stoff zu unliebhamen Grörterungen und Redereien zu geben,“ schloß er höflich.

„Ich danke Ihnen. Mit meiner Frau kann ich augenblicklich keine Rücksprache nehmen. Aufregungen sind Gift für sie und da muß ich denn zu meiner Schwiegermutter. — Ein Wagen? Wirklich, der Ihre. Nur leise, wir wollen meine Frau, der ich schon Adieu gesagt, nicht mehr stören.“

Draußen meldete der Kutscher, der Herr Doktor möge doch sofort bei der gnädigen Frau Gräfin vorsprechen, er



Im Grünen. Nach dem Gemälde von Paul Wagner.
(Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.)

habe ihn schon im alten Schlosse auffuchen müssen und sei dann hierher geschickt. Mit dem Bankier zusammen fuhr er zur Stadt. Dieser blieb im Salon, während Alfred ins Wohnzimmer gebeten und von Klotilde mit Thränen und Klageausrufen empfangen wurde. Auf seine Frage reichte sie ihm einen Brief Helenens, der heute früh angekommen war, er lautete: „Liebe Mutter! In der größten Angst schreibe ich Dir. Gern würde ich sofort zu Dir kommen, doch der Fürst duldet es nicht, er hält mich wie eine Gefangene. Anfänglich haben wir hier in ruhiger Zurückgezogenheit gelebt, dann traf Nikolaus wieder Landsleute, Verwandte, mit denen er sein altes, früheres Leben wieder anfang, spielte, wettete usw. Dadurch sind wir in eine entsetzliche Verlegenheit geraten, er hat Spielschulden auf Ehrenwort, verschiedene Wechsel unterzeichnet, und wenn Du nicht sofort und bedeutend hilfst, verzweifelt Deine Tochter S.“

Doktor König stöhnte auf, als er gelesen. Er zog die Wechsel aus der Tasche und fragte Mo-

tilde, ob sie wohl um die Unterschrift Serenas wisse? Erblichend fiel diese in einen Sessel. „Falscher, Falscher! Mein Schwiegerohn, der Fürst, ein Falscher, o zuviel!“

Mühsam beruhigte sie König und ließ Herrn Schrötter rufen, der schon lange ihr Vertrauen genöß. Dieser mußte sich entschließen auf dringende Bitten Notildens selbst eine Fahrt nach Wien zu unternehmen. Ueber die Wechsel wolle man noch Stillschweigen bewahren bis zu der sicher zu erwartenden Ankunft des Paares. Wie meinte die Gräfin, aber alle ihre Thränen schwemmten die gefälschte Unterschrift nicht hinweg; ihre Tochter war die Gattin eines Verbrechers.

Zornig und betrübt zugleich schritt König dem alten Schlosse zu. Stand da nicht Kaiser? Trotz seiner inneren Unruhe erkannte Alfred, daß sein jüngerer Freund ebenfalls in großer Bewegung war und frug ihn teilnehmend: „Nun, Hartung, ist Dir etwas passiert?“

Der Gefragte rang nach Worten und als er ihm in einem Vorzimmer allein gegenüber stand, murmelte er: „Verzeihe mir, König, ich muß Dir gestehen, daß ich mich Deiner Freundschaft, Deiner Empfehlung unwürdig gezeigt habe.“

„Um Gotteswillen!“ König griff an seinen Kopf, noch eine schlimmere Neuigkeit? Doch nein, Kaiser übertrieb, er kannte ihn als peinlich gewissenhaft und begütigend sagte er: „Sprich Dich aus, Hartung.“

Und nun kam seine Beichte, die Vorzeigung seines Poems mit der bejahenden Antwort. Länger schwieg der ältere Freund und sann, war er nicht der schuldige Teil, indem er dieser Schülerin einen solchen Freund als Lehrer gab? Hatte Serena ihn nicht gewarnt, als sie ihn auf die Gefährlichkeit eines so hübschen und in sich gefestigten Präzeptors für ihre Schwester hinwies? War nicht ganz Selbstverständliches passiert, und konnte man hier einen Vorwurf machen? „Ach, armer Freund,“ seufzte er, „Du hast Dir förmlich ein Schicksal aufgeladen und ich war die Ursache dazu. Wie soll ich Dich aufrichten, da ich meiner eigenen kampfbollen Werbung um Serena gedenken muß, wie soll ich Dich ermutigen, da es doch sicher heißen wird, es liege meinerseits eine Absicht zu Grunde. Und gerade jetzt, wo die Familie Turm schweren Kalamitäten entgegensteht, wo meine Frau leidend, ich selbst ratlos bin, soll ich Dir einen Rat geben? Doch eines will ich Dir sagen, unzufrieden bin ich nicht mit Dir, denn mir wäre es eben so ergangen. Zermartre vorläufig Deinen Geist nicht, genüge Deinen Pflichten, in einigen Tagen klärt sich viel, dann sprechen wir darüber und nun geh mit Gott!“

So entließ er Kaiser, der zwar ruhiger wurde durch des Freundes Zuspruch, doch unschlüssig blieb, ob er den nahenden Unterricht geben sollte oder nicht. Da kam Benedikt Heßen einen Feldweg heruntergeschritten, wohlgenut wie fast stets, und einen mächtigen Strauß Wiesenblumen in der Hand. „Salve, Salve!“ rief er schon von weitem, „ebenfalls geschwänzt, Herr Museums-Assistent? Ich mußte notwendig für mein Heim die gewohnten Blumen pflücken, es ist mir sonst so öde darin, und Du, was hielt Dich unserm lieben Doktor fern, vielleicht ein Kater durch die gekitzte Sitzung?“

„Ja, ein Kater, Heßen, laß uns ein Stückchen zurückgehen durch die Kornäcker, ich muß es Dir vertrauen. Zwar sprach ich schon mit König, doch er hatte selbst Sorgen und steht der Angelegenheit zu nahe.“ Kaiser beichtete abermals und wenn Benedikt auch anfänglich betroffen war, bekam doch bei ihm der eine menschliche Standpunkt, die Liebe zur Poesie und zum Fabulieren die Oberhand. „Ich liebe nun die gute Präsidentin,“ fing er an, „und dieses ist eine uferlose Bekümmernis für uns beide, da sie vernünftigerweise meine Werbungen abweist, ich aber nie eine finden werde, die mich so wie sie versteht, mich erzieht, mich aufwärts lenkt. Du aber, warum solltest Du verzagen? Euch giebt gleiche Jugend, gleiches Empfinden das Recht, zu einander zu gehören. Du hast die Komtesse ja nicht absichtlich umgarnt, es hat sich eben ein Ereignis vollzogen, welches ja nicht verwunderlich ist. Und Du willst verzagen, Dir Vorwürfe machen, vergißt Du denn gänzlich, daß die Liebe eine Macht über alle Mächte ist?“

„Nein, ich vergesse es nicht, aber Du vergiffest ihre Familie,“ entgegnete er tonlos.

„O nein, ich entsinne mich jeden Augenblick darauf, daß die letzten der Turm-Edelfins sich nur an Söhne höchster Geschlechter vermählen sollten. Nr. 1 ist an einen fragwürdigen Fürsten vermählt, Nr. 2 an einen König, der es wert ist, diesen, wenn auch bürgerlichen Namen zu tragen, denn nach Charakter und Gesinnung ist er von allerhöchstem Geblüt, und Nr. 3, hahaha, was fällt Dir ein, warum sollte sich Nr. 3 nicht an einen Kaiser vermählen? Majestät, ich gratuliere zur Kaiserin.“

„Ich bitte Dich, Heßen —“
„Nur nicht unwillig werden, es ist mein Ernst. Mut, Mut, steh' der Sache ins Auge, gehe ruhig Deinen Weg und entschuldige, ich muß jetzt zu den Meinen gehen, es ist die höchste Zeit!“

Damit ging er eilig, um König nicht allzu lange warten zu lassen. Seufzend folgte Hartung seinem Winke, holte seine Bücher

von Hause und ließ sich von seiner, um ihn besorgten, ahnungslosen Mutter noch eine weiße Rose ins Knopfloch stecken. Gretel wartete schon auf ihn, sie stand am Tische unter der Linde. Als er ihre hochwogende Brust erblickte, schlug er die Augen nieder und mußte sich Gewalt anthun, um nicht umzukehren. Den Tisch zwischen sich, standen sich die beiden schönen, jungen Menschenkinder gegenüber, beiden hangte vor den nächsten Minuten, beiden flüsterte das Herz zu: zu Dir! zu Dir! Leise bat sie um die Rose. „Sie ist von meiner Mutter!“ „Um so wertvoller ist sie für mich, bitte — Hartung!“ Wie das klang, er nahm die Blume, als er sie ihr über den Tisch gab, lagen sie sich plötzlich unter den heißesten Küßen in den Armen!

Wie lange der Augenblick währte? Niemand störte sie, ein gütiger Geist der Liebe schützte die schönen Minuten; endlich löste er langsam die zärtlichen Arme von seinem Halse. Totenblaß stand er jetzt da. „Ein Augenblick im Paradiese gelebt, ist nicht zu teuer bezahlt. Dieser alte Spruch, Komtesse, fällt mir ein, ich muß jetzt gehen. Verzeihen Sie mir, nicht daß ich Sie lassen möchte, nein, bei Gott nicht, ich will um Sie kämpfen. Doch vorläufig bin ich mir nur meines Unrechtes gegen Sie und Ihre Familie bewußt, ich täuschte das in mich gesetzte Vertrauen. In einigen Tagen keh' ich wieder!“

Sie meinte, sie lamentierte nicht, sondern sagte mutig: „Geh' ich rufe Dich bald. Ich begreife, was Dich quält, ich stehe zu Dir, aber noch einmal sage mir, daß Du mich liebst!“

„Ja!“

„Die Deine!“ Sie sah ihm nach, bis er verschwunden war, setzte sich nieder, besann sich auf alles, was sie während der Unterrichtszeit mit ihm gesprochen, von ihm gehört habe, bis zu dem für sie so seligen Schluß. Langsam kam Serena dorthin geschritten, die ihren Gatten nicht ängstigen möchte und ihm sagen ließ, sie erwarte ihn in gewohnter Weise bei der Mutter. Margarete rief die Schwester, die sehr verwundert über ihr Meinsein war und fragte, ob es wieder eine Unart gegeben habe? „Liebe, allerbeste Schwester!“ und stürmisch herzte die Gefragte sie, welche kopfschüttelnd irgend einer merkwürdigen Eröffnung entgegen sah. Gretel zögerte auch nicht lange, nachdem sie gebettelt und geschmeichelt, ihr ja nicht böse zu sein und nicht zu erschrecken. Serena wurde trotzdem bleich, als sie hörte, was sich zugetragen. Noch einmal sollte die Mutter das Gleiche wie mit ihr erleben, o, o, unmöglich! Für die tapfere Grete gab es aber kein solches Wort und mochte Serena auch sagen, was sie wollte.

„Dein Mann ist auch bürgerlich.“

„Ja, aber ein berühmter Mann!“

„Hartung Kaiser kann auch noch berühmt werden.“

„Wir waren beide gesetzte Menschen, und Du, Du bist noch zu unreif!“

„Unreif, weil meine Liebe in der Knospe steht? Ich merke schon, Ihr werdet sie schon reifen lassen durch Anfechtungen, doch was auch kommt: Hartung, mein Hartung!“

In derselben Lage gewesen, wußte Serena keine Einwendungen mehr, erstaunt und zugleich erschrocken, machte sie die Wahrnehmung, ihre jüngste Schwester sei plötzlich kein Kind mehr. Bekümmert dachte sie nur noch an die Mutter, wie würde sich diese alterieren, und erst Helene? Und dabei flehte Margarete noch unausgesetzt um ihren Beistand, wie sollten sie es der Mama nur beibringen? „Gleich, gleich will ich es ihr sagen, komm' mit,“ bat die Kleine inständig, und die Schwestern traten eben bei der Mutter ein, als diese einen Brief Kaisers aus der Hand legte, der ihr das Geschehene offenbarte! „Ist's wahr, Gretel, ist's wahr?“ rief sie unter krampfhaftem Schluchzen, „nein, es ist nicht möglich, Du konntest Dich so vergessen, Du, eine Komtesse Turm-Edelfink, die Letzte, nach der vielleicht jetzt ein Prinz die Hand ausstreckt, Du fängst hinter meinem Rücken eine Liebchaft mit Deinem Lehrer an? O, Himmel, womit habe ich dieses verdient?“

„Gemach, liebe Mutter, rede Dich doch nicht in eine so entsetzliche Erregung hinein. Von einer Liebchaft hinter Deinem Rücken kann nicht die Rede sein, Hartung und ich, wir lieben uns, das ist alles!“

„Aber glaube nur nicht, daß ich Dir dieses mal den Willen thue, niemals, daran halte Dich! Leid über Leid, die Not mit Helene, nun auch noch dieses. Eigentlich sollte es Euch verschwiegen bleiben, Ihr sollt es denn doch erfahren. Helene kommt zurück, nachdem ihr Gatte wieder ein halbes Vermögen verbraucht hat und zum Wechselfälscher wurde.“

Beide Töchter standen erschrocken da, doch nur einen Augenblick blieb Notilde still, in all diesen Nöten erstarbte ihr schwacher Charakter plötzlich, sie raffte sich zu nie gekannter Energie auf. Schnell schrieb sie einige Zeilen und las dann: „Geehrter Herr! Nach Ihren Eröffnungen werden Sie wohl selbst einsehen, daß Ihnen hiernit mein Haus für immer verschlossen ist. Sie haben mein Vertrauen auf das Höchlichste hintergangen und wenn Sie Ihr Vergehen nur einigermaßen wieder gut machen und sich als Mann von Ehre erzeigen wollen, so nehmen Sie sich vor und ver-

sprechen mir, an meine Tochter, die Komtesse Turm, nie wieder eine Annäherung zu suchen, denn Sie müssen sich, auch wenn Sie noch so hochfliegende Pläne haben, sagen, daß die Hand einer Turm für Sie doch wohl zu hoch ist. Anbei Ihr Honorar!"

"Mutter, das willst Du fortsetzen?"

"Ohne Frage, richte Dich danach, bitte, keinen Einwand mehr." Und sie nahm eine Banknote, steckte sie in den Brief, adressierte, siegelte ihn, und einen Moment später trug ihn der Diener fort.

Eine lange Stille herrschte jetzt im Salon, Mutter und Töchter schwiegen, jede war auf ihre Weise betäubt von den Vorkommnissen. Serena ergriff zuerst das Wort, um Gretel zu trösten, die stumm und mit inneren Entschlüssen ringend, auf einen Sessel gesunken war. Keine Antwort, nur ein Blick, der der Schwester zu denken gab. Sie fragte dann die Mutter des näheren nach Helene und erfuhr dann die kleinsten Details. "Ach, liebe Mutter, viel kommt über Dich und was sagt mein Mann?"

"Er will sich nicht einmischen, doch er wird wohl zur Zeit das rechte ergreifen; da kommt er. O, lieber Sohn, gut, daß Sie da sind. Ein Kummer, ein Uebel fügt sich dem anderen an, lesen Sie nur dieses Schreiben."

wird leider bei Ihnen wohnen müssen, da das Haus am Burg-
plazze verkauft ist, doch ich stehe immer zu Ihrer Verfügung! Kommen
mein Herzenweib, komm meine Serena. Du siehst übel aus, es war
ein wenig zu viel für Dich, wir fahren nach Hause und ich bleibe
heute bei Dir."

Ob aus Scham über ihren Gatten oder aus dem Grunde,
ihre häßliche Lage zu vertuschen oder zu verbergen, die Fürstin noch
stolzer, kälter, prätenziöser nach ihrer Heimkehr war, wußte sie
wohl allein nur, doch mit Gräfin Rotildens Gutmütigkeit und
Langmut war es zu Ende. Ohne Umschweife hielt sie dem fürstlichen
Schwiegersohne vor, wie erbärmlich er gehandelt. Daß dabei
manches Lob für Alfred, den Bürgerlichen, einfloß, war selbst-
verständlich. Rydejeff lachte nur höhnisch, er beschönigte sein Thun
nicht einmal, sondern that einfach, als sei er nur in seinem Rechte
gewesen. "Habe zwar jüngst ein wenig toll gelebt, nun, war eben
ein Aufblühen alter Jugendlust. Helene wußte ja, daß ich ein
armer Fürst war, ich aber wußte nicht, daß man meine Ausgaben
so bald beschränken würde."

"Beschränkte Ausgaben? Sie irren wohl, es sind Hundert-
tausende! Und dann hatten Sie sicher kein Recht, mit meiner
Tochter, Frau Doktor Königs Namen, Wechsel zu unterzeichnen."

"Bah, ist das so
schwerwiegend? Ihr Er-
wählter, der bürgerliche
Barbenü, hat vor unse-
ren Ohren auf jedwede
Mitgift verzichtet, folg-
lich fällt sie uns zu!"

"Gewiß hat dieser
vortreffliche Mann Ver-
zicht geleistet, doch nicht
seine Frau."

"Oh, sie braucht
nichts, in ihren arm-
lichen, entsagenden Ver-
hältnissen, hat sie keine
Verwendung."

"Wenn auch nicht
für sich, aber jedenfalls
für ihre künftige Fa-
milie, ihr Kind."

"Oh!" Der Fürst
sprang auf und knurrte
höhnisch und nannte sie
eine Kanaille.

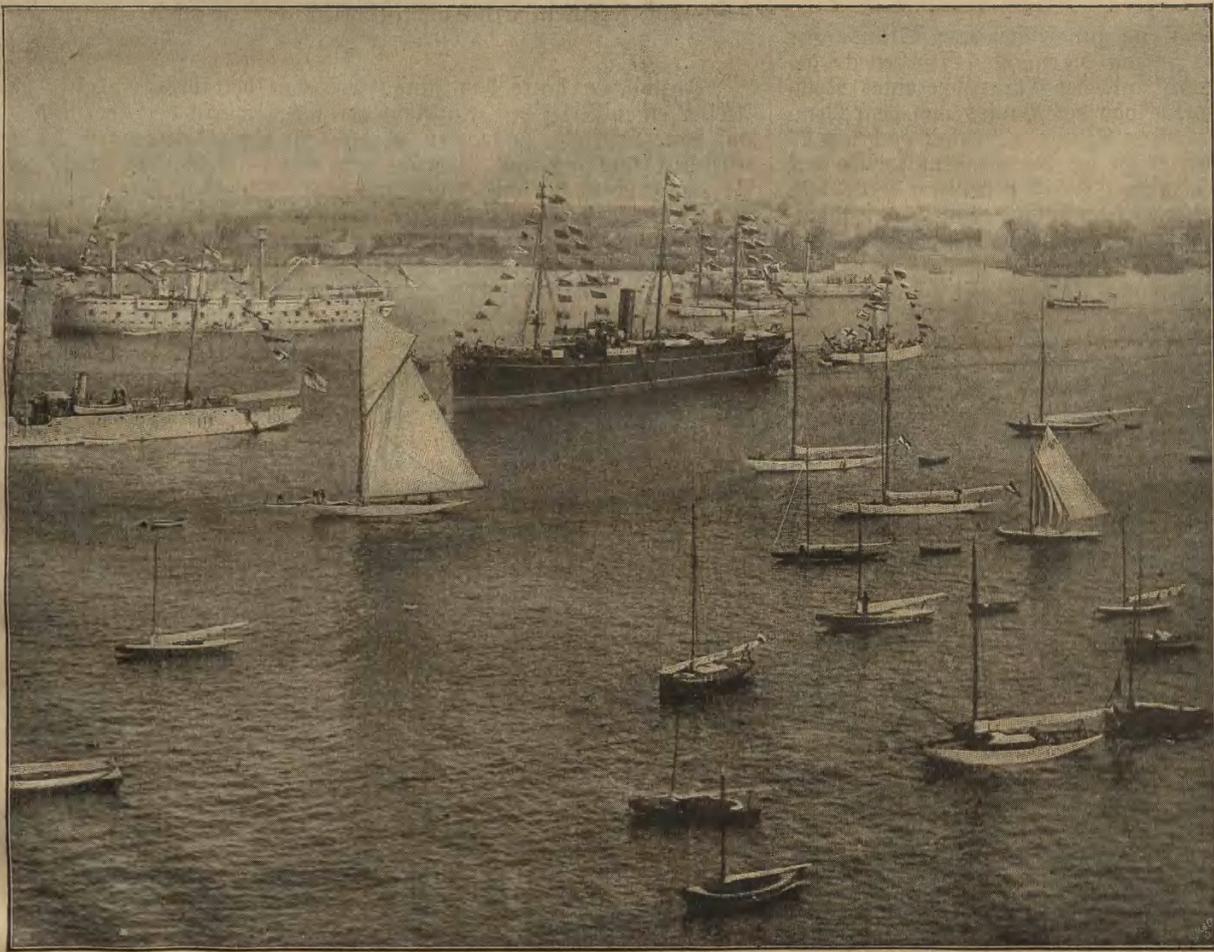
Das ließ bei der
guten Gräfin Rotilde
das Faß überlaufen.
Mit einem Laut der
Verachtung und des
Zornes trat sie dem
rohen Menschen ent-
gegen. "Wer, wo die
Kanaille ist," strafte sie
ihn mit bebender
Stimme, "wird leicht zu
entscheiden sein. Wagen
Sie nicht noch einmal
solch' eine Benennung,
wenn Sie nicht wollen,
daß wir Ihre Wechsel-
fälschungen den Gerich-
ten übergeben, Sie

kämen dann hin, wo Sie hin gehörten, Sie Mann mit dem hohen
Namen und dem niederen Charakter!"

Gelb vor Wut, mit funkelnden Augen, wie ein heimtückisches
Raubtier, ging er einen Schritt auf seine Schwiegermutter zu, diese
wich aber nicht zurück und er zischelte heiser: "Gut, Madam, thun
Sie, was Ihnen beliebt. Ich verlange aber Subsistenzmittel in
ausreichender Weise, sonst werde ich sie mir, Sie wissen wie, ver-
schaffen. Sollten Sie wirklich die Gerichte anrufen wollen, werde
ich den Eklat vollenden, denn der Revolver ist für solche Fälle
bereits für mich und — meine Frau geladen. Sie kennen mich,
ich mache wahr, was ich androhe, fragen Sie nur Ihre Tochter.
Jetzt, werthe Dame, sind Sie unterrichtet."

Rotilde erbehte bei dieser Drohung. Als sie sich allein sah,
setzte sie sofort einen Bericht an den Herzog auf. Der hohe Freund
riet umgehend, die Scheidung Helenens vorzubereiten. Diese schien
seit einer Woche gänzlich abgestumpft zu sein, sie fuhr nicht einmal
auf, als von Gretels unglücklicher Liebe gesprochen wurde, sie
lächelte nur bitter und ließ kein Wort verlauten. Die jüngste
Turm machte der Mutter auch große Sorgen, seit Wochen lachte
sie nicht mehr, sie sagte auch nicht nein, als man ihr eindringlich
zusprach, in ein Genfer Pensionat zu ziehen.

[Schluß folgt.]



Die Kieler Woche: Der Kaiser kommt.

"Von Hartung Kaiser? Es freut mich, Mama, daß er Ihnen
alles ehrlich gestand!"

"Sie wußten?"

"Er sagte es mir heute früh und, offen gestanden, er thut mir
leid, der tüchtige, liebenswerte Mensch! Ich kann ihm nur das Wort
reden."

"Ach, Schwager, wie danke ich Dir."

"Still Gretel, damit nützen wir niemand und Deine Ange-
legenheit tritt hinter der Deiner ältesten Schwester bedeutend zurück.
Hohheit ließen mich zu seinem Finanzrat entbieten, nehmen Sie den
Schlag nicht zu hart auf, Mama, der Fürst hat noch toller ge-
wirkschaftet, als wir bis jetzt wußten. Schrötter hat es an den Rat
berichtet, es sind noch schlimmere Dinge da wie gefälschte Wechsel,
und es wird kaum zu umgehen sein, daß, erschrecken Sie nicht, Fürst
Rydejeff in das Gefängnis mandert."

Die Damen stießen einen Schrei aus und Rotilde wimmerte:

"die Letzten der Turm, die Letzten, o wie leide ich!"

"Hohheit haben sofort einen Kurator bestellt," fuhr König fort,
"ich habe dieses Amt natürlich zurückgewiesen, doch werde ich nun,
da es notwendig wird, peinlichen Begegnungen mit dem Schwager
nicht ausweichen können. Heute Nachmittag kommt das Paar, es

Das geheimnisvolle Modell.

Von Paul Junka. Autorisierte freie Uebersetzung von A. Friedheim.

[Schluß.]

[Nachdruck verboten.]

Ja, Robert Nantil mußte absolut nichts von seinem Modell, und nachdem er Erna zuerst mit ihrer Heimlichkeit geneckt, hatte er allmählich einen kleinen Stachel darin gefunden. Auf seine Fragen hatte sie mit sichtlich Verlegenheit geantwortet, daß sie von Beruf Näherin sei und bei ihrer Großmutter lebe; aber die schlanken Finger zeigten keine Spur von Nadelstichen, und ihre Unterhaltung, wenn Erna nicht besonders auf sich achtete, bewies dem Maler deutlich, daß sein rätselhaftes Modell aus seiner eigenen sozialen Stellung sein müsse. Es war nicht müßige Neugierde, sondern wahres Interesse an dem jungen Mädchen, das Robert Nantil veranlaßte, immer wieder zu fragen, und ihr schließlich zu dem Entschluß führte, mit Gewalt den Schleier des Geheimnisses zu lüften.

Und so kam es, daß Erna an dem Tage, als sie das Atelier verließ und nach Haus eilte, keine Ahnung hatte, daß ihr in entsprechender Entfernung ein Herr folgte, der Robert Nantil zum Verwechseln ähnlich sah!

* * *

Am folgenden Tage ging Erna zur festgesetzten Stunde zur Sitzung, aber . . . kaum war sie um die nächste Straßenecke gebogen, da schlüpfte Robert Nantil aus der Thürnische eines Nachbarhauses und trat an die Portierloge des Hauses aus dem Erna gekommen, um zu fragen: „Fräulein Erna . . . wohnt doch hier?“

Die erstaunten, mustern den Blicke der Verwalterin, welche den Fragesteller von oben bis unten maß, sprachen deutlich dafür, daß nicht oft Männer seines Alters nach dem jungen Mädchen fragten.

„Die ist nicht zu Hause,“ kam die kühl abweisende Antwort.

„Und die Großmutter?“

„Jawohl! . . . 3 Treppen hoch, links . . .“ Klang es viel freundlicher, denn wer nach der Großmutter fragte, konnte doch nicht mit schlechten Absichten kommen.

„Danke,“ sagte Robert Nantil, und während er die Treppen hinaufstieg, überlegte er, was er nun eigentlich der Großmutter sagen sollte . . . Ich weiß wahrhaftig nicht was . . . nun, ich werde ja sehen, meinte er für sich.

Eine alte Dame mit silberglänzendem Scheitel und frischen klaren Augen öffnete auf sein Klingeln die Thür.

„Gabe ich das Vergnügen, mit der Großmutter von Fräulein Erna zu sprechen,“ fragte er mehr der Form wegen, denn gerade so wie jetzt die Enkeltochter, mußte einst die alte Frau da vor ihm ausgehen haben.

„Mit Frau von Espay, jawohl,“ antwortete die alte Dame mit freundlichem Lächeln . . . „Sie haben gewiß meine Enkelin bei dem großen Künstler Robert Nantil kennen lernen? Bitte, treten Sie doch näher.“

Ueberrascht durch den Namen „von Espay“, und in seiner Eigenliebe als Künstler geschmeichelt, war Robert Nantil im Begriff zu antworten: „Der große Künstler Nantil bin ich selbst.“

Aber ein gewisses Etwas hielt ihn davon ab; er folgte Frau von Espay in einen kleinen Salon, setzte sich auf ihre Einladung, und die alte Dame machte es sich in ihrem Lehnstuhl bequem, um dann, mit der alten Leuten eigenen Redseligkeit zu beginnen.

„Wenn Sie mit Erna sprechen wollen, müssen Sie schon wiederkommen . . . Sie ist jetzt bei Herrn Nantil . . . Nicht wahr, der Herr ist gut? . . . Wie brillant bezahlt er die Stunden, die

Erna seinen Kindern giebt! . . . Ach! sie hat wirklich Glück gehabt, solche Familie zu finden . . . denn — warum soll ich es Ihnen nicht sagen — gerade als Erna die Stunden bei Herrn Nantil erhielt, ging es uns nicht zum Besten . . . ich war sehr krank gewesen . . . Schmalhans war Küchenmeister, und mein Herzblatt wußte nicht mehr aus noch ein, um ihre alte Großmutter zu pflegen . . . denn meinerwegen arbeitet sie doch nur so! Als wir aus der Heimat fortzogen und unser Besitztum, das durch die Nebelans entwertet war, verkauft hatten, da hat Erna es sich in den Kopf gesetzt unsern Unterhalt verdienen zu wollen . . . und sie hats auch wirklich erreicht . . . Aber ich denke, Gott wird es ihr schon einmal lohnen, was sie alles für ihre alte Großmutter thut! . . . Glauben Sie das auch?“ Robert hörte eigentümlich bewegt zu. Jetzt verstand er die fromme Lüge, die den Zweck gehabt, der Großmutter den Schmerz zu ersparen, daß die Enkeltochter sich als Modell angeboten, um die Not von der alten Frau fern zu halten.

„Ja, gnädige Frau,“ sagte Robert Nantil und küßte Frau von Espay ehrfurchtsvoll die Hand zum Abschied, „ja, ich glaube und hoffe, daß Fräulein Erna noch glücklich werden wird.“

* * *

Inzwischen hatte das junge Mädchen bei ihrer Ankunft im Atelier einen Brief des Künstlers gefunden, worin derselbe sie bat, auf seine Rückkehr zu warten, er habe in einer dringenden Angelegenheit fort gemußt. Gerade sah Erna ungeduldig nach der Uhr, da erschien der Bildhauer und bat: „Verzeihen Sie, Fräulein Erna, wenn ich Sie warten ließ, ich habe mich in der Gesellschaft von Frau v. Espay verplaudert, wir hatten uns so viel von den kleinen Nantils und deren Lehrerin zu erzählen . . .“

Erna wurde dunkelrot, die Augen füllten sich mit Thränen, flehend hob sie die Hände und rief ganz fassungslos: „O mein Gott! Sie haben Großmütterchen gesehen . . . Aber Sie haben ihr doch hoffentlich nicht erzählt, daß . . .?“

Robert war ganz nahe an Erna herantreten und hatte die zitternden Hände in seine zusammengefaßt: „Ich habe gar nichts erzählt . . . Großmütterchen hat die ganze Zeit gesprochen . . . und während sie sprach habe ich gedacht, wie schön es sein müsse, sich von einem solchen Mädchen lieben zu lassen . . . Sag, Erna, Geliebte . . . kannst Du Dich nicht entschließen, bei mir zu bleiben? — müssen wir uns durchaus Lebewohl sagen . . .?“

Erna sah schau zu dem großen Mann auf, der sich zur ihr niederbeugte und wie ein ängstlicher Knabe um ihre Liebe bat . . . ihre Liebe, die sie ihm schon so lange heimlich gegeben . . . und fassungslos konnte sie nur fragen: „Wie soll ich denn aber nur Großmutter meine Lüge beichten?“

Und Robert Nantil mußte wohl aus diesen Worten die Antwort heraus hören, oder las er sie in den Augen Ernas?

Jedenfalls sagte er siegesbewußt: „Dafür laß mich nur sorgen . . .“ und dann flüsterten die beiden miteinander . . . und dann wurde es ein Weilchen ganz, ganz still, und darauf wurde plötzlich die Klingel so ungeduldig gezogen, daß der alte Benoit garnicht schnell genug hereinkommen konnte; und als ihm sein „junger Herr“ sagte: „Benoit, hier steht Deine „junge Herrin“, und dabei auf Erna wies, da schien der alte Diener es wohl zufrieden und schmunzelte vergnügt, als das glückstrahlende junge Paar den Heimweg zu Ernas Großmutter antrat.

S, wieviel Leid

O, wieviel Leid kann doch ein Mensch dem andern
Bereiten in des Lebens langer Frist,
Das, wollte man auch weit die Welt durchwandern,
Man nie verwindet mehr und nie vergift.

Gar manchen kenne ich, welcher stumm gelitten,
Soviel ein Staubgeborener leiden mag,
Und der, ein Kämpfer, welcher ausgestritten,
Nur mehr so hinschleicht, wie der Mond am Tag.

O, wieviel Leid kann doch ein Mensch dem andern
Bereiten in des Lebens langer Frist,
Das, wollte man auch weit die Welt durchwandern,
Man nie verwindet mehr und nie vergift!

Robert Hamerling.

Was hat ihn so verstört an Seel und Leibe?
Wie elend sind wir Menschen doch und schwach!
Er litt vielleicht, weil irgend einem Weibe
Das bißchen Sinn, das bißchen Herz gebrach . . .

Sein Dasein ist vergiftet und verbittert,
Und äzend schrieb jahrzehntelange Pein
Sich mit so manchem Vers, der nie verwittert,
In sein Gesicht wie in ein Stammbuch ein.

Das Pflegekind.

Roman von Elisabeth Meyer-Förster.

[Nachdruck verboten.]

[Fortsetzung.]

Paul hatte rasch das kleine Fenster zurückgestoßen. „Fräulein Johanne,“ sagte er, indem er sich vor Verlegenheit mit dem Kopf so weit vorbeugte, daß es aussah, als wolle er denselben in die Waschwanne tauchen. Johanne hielt den Mund nur weit offen.

„Guten Abend,“ fügte Paul mit einem Anlauf zu einem erleichternden Lächeln hinzu. „Guten Abend,“ entgegnete nun Johanne ganz leise.

Noch immer stand sie vor ihm, wie zu Stein erstarrt. An ihren Armen hing noch der Seifenschäum. Und kleine Tropfen Wasser liefen an ihren Fingerspitzen entlang, auf die bunte Küchenschürze hinab, die sie über ihren roten Unterrock gebunden hatte.

„Ich wollte einmal sehen, wie es Ihnen jetzt geht,“ sagte Paul, dem es war, als müsse er in dieser schwierigen Konversation erstickt. „Es ist wohl schon ein bißchen spät, allein ich habe mich unterwegs veräußert. Ich glaubte auch gar nicht, daß Ihr Haus noch offen wäre. Da ging ich so langsam rings herum — und da fand ich denn die Hofthür noch unverschlossen.“

„O Gott,“ sagte Johanne, die jetzt endlich die Sprache wieder fand, aber noch lange nicht das Fassungsvermögen. „Wollen Sie nicht näher treten, Herr Paul? Wenn die Tante Sie da draußen sieht!“ — „Wie komme ich denn herein?“ fragte Paul, indem er hoffnungsfroh die Blicke durch die Waschküchenschweifen ließ. „Sa, wie,“ sagte

Johanne ganz ratlos, „der Eingang ist nur vom Hause aus.“ „Wenn ich durchs Fenster steige?“ fragte Paul. Ihm war, als spräche er einen nie mehr gut zu machenden Frevel aus. „Ich bitte,“ entgegnete Johanne mit demütiger Höflichkeit. Sie hatte

schon einen Schemel herbeigeholt und vors Fenster gestellt. „Wenn Sie da hinauf treten wollen, Herr Paul?“ Paul war mit einem etwas holprigen Sprung in der Küche. Beide standen sich nun gegenüber.

„Nun, also guten Abend, Fräulein Johanne!“ sagte Paul ein zweites Mal. Er reichte ihr beide Hände hin. Die Befangenheit war von ihm gewichen. Da stand sie ja, hocherglühend, mit tief zu Boden geschlagenem Blick, wie damals. —

„Fräulein Johanne,“ sagte er, indem er die beiden feuchten Händchen ergriff und in den seinen drückte. „Ich freue mich ja so unendlich, daß ich Sie wiedersehen darf; — Sie glauben gar nicht, wie ich mich darüber freue, — Ich habe so oft an Sie gedacht — und bin dann noch einmal bei Ihnen gewesen, — da hat Ihre Tante mich weggeschickt — und da dachte ich schließlich —

„Wenn Fräulein Johanne uns auch nur ein bißchen gern hat,“ dachte ich, „da würde sie doch in einer Stunde, wo die Tante nicht in ihrer Nähe ist, einmal zu uns herangekommen sein.“ — Er hatte schnell, in fliegender Eile gesprochen, Johanne hatte längst ihre großen Augen



Friedrich der Grosse. Nach dem Gemälde von W. Schuch.

[Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.]

erhoben und die hingen an seinem Gesicht. „Ich habe keine Stunde, wo die Tante nicht in meiner Nähe ist,“ entgegenete sie endlich. „Zimmer, immer ist sie um mich. Und dies ist die einzige Zeit, Herr Paul, wo wir uns einmal sprechen dürfen.“

So viel Ergebung lag in ihren Worten.

Paul beugte sich zu ihr herab. Seine Zunge war nicht mehr gefesselt. Ein Strom von Worten drängte sich auf seine Lippen. Aber nur ein Stammeln davon fand einen Ausweg, in zärtlichen, zitternden Lauten: „Kommen Sie mit mir, Johanne!“

Sie stand in atemloser Verwirrung; ein Leben ging über ihre Gestalt.

„Mit — Ihnen?“ — flüsterte sie fassungslos.

„Ja,“ sagte er. „Mit mir nach Haus, Johanne, wo die Mutter Sie mit offenen Armen aufnehmen wird. Es ist so still bei uns, seit Nettchen fort, und wir sind alle — so einsam.“

Johanne hatte sich von seinen Händen losgemacht. Als suche sie nach einem Halt, trat sie ans Waschfaß und stützte sich mit beiden Händen auf den Rand.

„Wollen Sie mir nicht antworten, Johanne?“ fragte Paul. — Da begann sie zu waschen. —

Mit all' ihrer Hilflosigkeit flüchtete sie sich in dieses große, breite Wasserfaß, das schon so viele von ihren Sorgen und Kummernissen mit seinen kleinen Wellen fortgespült hatte.

Paul stand regungslos. Seine Augen folgten ihren Bewegungen, und als habe er die Prozedur des Waschens noch nie in seinem Leben beobachtet, so hing gespannt sein Blick an dem Bottich und seinem Inhalt.

Er grübelte nach einem Wort, das reicher, besser als die vorherigen, und ohne Johanne im gleichen Maße zu erschrecken, hätte aussprechen können was er empfand.

„Wollen Sie sich nicht setzen, Herr Paul,“ flüsterte Johanne zwischen dem Waschen fort.

Er nahm auf einem Holzblock Platz.

„Ich werde wohl gleich gehen müssen,“ sagte er endlich. „Es ist ein Viertel über zehn. Man wird das Hofthor schließen.“ Johanne protestierte nicht; aber wie verzweifelt wusch sie weiter.

Nun hörte man eine ganze Weile nichts als das Plätschern des Wassers, in das die kleine Wäscherin ihre große Wäsche drückte und tauchte.

Auf dem Hofe war es still. Von der Straße her tönte ab und zu das Rasseln eines Wagens, oder der wuchtige Schritt des patrouillierenden Nachtwächters.

„Um elf Uhr kommt Herr Neumann zu Haus, unser Bizewirt, der beim Telegraphendienst ist,“ sagte Johanne abermals aus der Wäsche heraus. „Dann schließt er das Hofthor.“

„Also werde ich gehen,“ entgegnete Paul.

Langsam erhob er sich. Ihm war als hielten ihn tausend und abermals tausend feine, eiserne Klammern an diesem rohen Stück Holz, auf dem er gesessen und Johanne zugehört hatte, fest.

Er würde gehen, und damit war alles zwischen ihm und ihr für ewige Zeit vorüber.

Sie hatte ihn nicht anhören wollen.

Nicht mit einer Silbe kam sie ihm entgegen.

Ein Groll, so verzehrend wie er ihn noch nie gekannt hatte, stieg in ihm auf.

Mit einem kurzen Abschiedswort wollte er an ihr vorbei.

Da fiel ihm ein, daß er ohne ihre Hilfe ja nicht aus dem Hause könne.

Wie ein Don Juan, der ein Stelldichein sucht, hatte er sich auf versteckten Wegen zu ihr geschlichen.

Er wandte sich nach ihr um. Aber vor dem rührenden Bilde, das er erblickte, wurde sein grollender Ausdruck weich und mitleidig.

Da stand sie auf den Beinen, die Brust fest an den Rand des Bottichs gedrückt. In ihren Kinderarmen hielt sie ein Wäschestück, ein Laken, das sie auszuwringen suchte, und das wie eine aufgequollene Riesenschlange über den Rand der Wanne hinunterhing, wo es Ströme von Flüssigkeit vergoß.

Im Augenblick war Paul an der Wanne. „Lassen Sie mich helfen, das können Sie nicht allein!“ rief er aus. Und indem er mit festen Händen die aufgequollene Rolle zusammendrehete, fügte er mitleidig hinzu: „Mit diesen Kinderfingerchen!“

Johanne hatte im ersten Erstaunen das Wäschestück losgelassen. Jetzt griff sie mit angstvoller Hast darnach. „Nein, nein!“ stieß sie hervor. „Sie dürfen nicht, Herr Paul. Geben Sie her, was thun Sie denn?“

Ganz verzweifelt riß sie an dem schweren Stück, das Paul mit so raschen Bewegungen auszuwringen versuchte.

Wöhllich — wie war es gekommen? Hatte sie ihr Händchen nach ihm ausgestreckt, — hatte er sichs genommen?

Ueber der feuchten, dicken, weißen Schlange fanden sich ihre Finger.

„Johanne!“ flüsterte Paul.

Er hielt die schmale Arbeitshand fest in der seinen. „Liebe — kleine Johanne!“ sagte er.

Noch nie hatte jemand ihren Namen in diesem Tone ausgesprochen.

Sie hob langsam die Lider und blickte ihn mit thränenschweren Augen an.

„Herr Paul!“ murmelte sie wie im Traum.

Er war schon an ihrer Seite.

„Ich habe Sie ja lieb, Johanne,“ sagte er. „Darum kam ich her.“ Es wurde ganz still in dem trüb erhellten Kellerraum. Die beiden sehnsüchtigen Herzen lehnten eng an einander. — Schauer einer nie gekannten Seligkeit wogten in Pauls Seele.

Zum ersten mal in seinem Dasein fühlte er ein Leben an das seine geschmiegt, — ein so hilfesuchendes Leben!

Johannes weicher, seidener Scheitel glänzte dicht vor seinem Blick. Er beugte sich ein wenig vor und drückte seine Lippen darauf.

Aber mit diesem ersten Kuß durchströmte ihm eine Flut von Wärme. Jetzt fand er ihre Lippen.

Und die Tante, die droben in ihrem verriegelten Jungfrauen-gemach an schweren Träumen litt, hatte nicht Unrecht, wenn sie zur selben Zeit mit dem Aufschrei „Ein Dieb!“ aus ihren Kissen flog.

Aber nicht zu ihr war der Dieb gekommen. Unten im Keller hatte er diesen einzigen, diesen kostbarsten Schatz des alten Hauses geraubt.

„Herr Neumann, der Bizewirt kommt nach Haus!“ flüsterte Johanne unter Pauls seligen Küssen.

Er gab sie sanft aus seinen Armen frei und schaute sie an.

„Wie schön Du bist, Johanne!“ sagte er.

Ihre Wangen waren rot. In ihren Augen lag ein seliger, beglückender Glanz.

„Und Du!“ sagte sie bewundernd.

Ja, es war nicht mehr derselbe, trübe Paul. Mit unendlicher Zärtlichkeit betrachtete sie sein Gesicht.

Das Anarren eines Schlüssels am Hofthor unterbrach die Stille.

„Ich wußte es,“ flüsterte Johanne. „Ich hörte ihn schon die Straße heraufkommen. Er schließt die Hausthür hinter sich ab. Sie müssen gehen, Herr Paul.“

„Wer?“ fragte er, indem er sie noch einmal an sich zog.

„Du!“ entgegnete sie. Eine Welt von Glück lag in dem Wort.

Dann war Johanne allein.

Sie setzte sich auf den Block auf dem Paul gesessen und ihr zugehört hatte.

Ihr Sinn war wirr vor Glück.

Und sie konnte noch nichts fassen.

Nur das eine wußte sie, daß sie das dem Geliebten gegebene Versprechen brechen und die angefangene Wäsche trotz allem zu Ende bringen würde.

Sie hatte ihm schwören müssen, zu Bett zu gehen, und die Sorge um die Wäsche, sowie die Sorge um das ganze bevorstehende „Morgen“ ihm zu überlassen, seinem Einschreiten. — Aber mit der Skrupellosigkeit und der Leichtigkeit eines Kindes, für das ein Schwur keine andere Bedeutung hat, als den bittenden Teil für den Augenblick zu beruhigen, eilte sie über dies von Paul so feierlich behandelte Versprechen hinweg. — Es war ja zum letzten mal, daß sie im Hause der Tante ihre Pflicht that!

Morgen würde er sie holen — als kleine Braut.

Und bis zum Tage ihrer Hochzeit würde sie bereits bei ihnen leben — bei diesen guten Menschen, die ihr dankbares Herz jetzt mit anbetender Liebe umschloß.

Und dann würde Paul sie küssen wie heut Abend, auf den Mund, auf die Stirn, auf die rotgewaschenen Hände!

Zum letzten mal würde sie heut waschen.

Und glänzend, schneeweiß sollte es werden. —

Als der Morgen kam, war es Johanne, als zwitscherten draußen im Hof die Vögel.

Sie öffnete das kleine Fenster, und horchte entzückt hinaus.

Wie schön die Spazierer sangen! Wie laut und hell und melodisch schrie in der Ferne ihr Freund, der Hahn.

Alles war schön und melodisch an diesem Morgen, der stille, kleine, graue Hof, in dem Herrn Neumanns Hosen zum Ausklopfen auf der Leine hingen, war voll von phantastischen Lebens, überall sah Johanne etwas blühen, etwas glänzen und schimmern. —

Die Wäsche blähte sich auf zu einem schaumbedeckten Berge und Johanne versenkte wieder und wieder ihre Arme hinein.

Jetzt hörte sie es fünf Uhr schlagen von der alten Schiffszuhr, die droben im Handarbeitszimmer hing.

Wie müde sie war, wie matt im Kreuz, und wie ihr Herz vor Seligkeit bis in alle Himmel schlug.

An den Rippen ihrer Finger hatten sich rote Striemen gebildet, und sie hob die Hände gegen das helle Tageslicht, und beobachtete den matten, rofigen Schimmer, der durch die feuchtaufgeriebene Haut leuchtete, die runzlig geworden war vom Waschen, wie ein welkes Rosenblatt.

In den Hof war der Müllkutscher eingetreten, stieß mit der

eisernen Stabe an die gefüllte Abfallkiste und wünschte der einsamen Wäscherin „guten Morgen.“

Johanne sah ihm nach, wie er davonging, Sonnenstäubchen tanzten vor ihren Augen, sie sah nicht den Müllkutschler, sie hörte nur tausend, tausend fröhliche „guten Morgen!“

Und immer sangen die Spagen. — — — — —

Nettchen war in ein Leben untergetaucht, das so bunt und verzerrt war, daß es ihr manchmal schien, das stille, bürgerliche Dasein, welches sie ehemals bei Brinkmanns geführt hatte, sei nur ein Traum gewesen. — Von Ort zu Ort, von Flecken zu Flecken zog sie mit einer Wandertruppe.

Nach ihrer Flucht aus dem Brinkmannschen Hause hatte sie das erste, beste Unterkommen bei gewöhnlichen Leuten gesucht, um von da aus die Schritte zu einer Artistenlaufbahn einzuleiten.

Aber sie mußte einsehen, daß ohne ein festes System auch auf diesem Wege nichts zu erreichen war. Mit der bloßen Phantasie wars nicht gethan.

Überall hieß es: „Was können Sie?“ Niemand wollte sich an ihrem hübschen Gesicht, ihrem guten Willen und ihrer Abenteuerlust genügen lassen.

So glühend ihre Wünsche, ein Metier zu erlernen, auch waren, alle Mittel und jede Gelegenheit, sich auszubilden, fehlten ihr.

Von äußerster Not bedrängt, schlüpfte sie endlich als Helfershelferin eines Sachkabinettsbesizers in die erste, sich ihr anbietende, vakante Stellung ein.

Von da aus avancierte sie zu dem Posten einer Programmverkäuferin im Zirkus Salomonsh.

Sie fand nun Mittel und Wege bei Gelegenheit kleiner Bestellungen und Aufträge, die sie auszuführen hatte, in die Manege zu gelangen, und dort einen Blick auf jene Existenzen zu werfen, die ihr noch immer die beneidenswertesten schienen.

Als der Zirkus die Zelte abbrach, verlor sie ihren Posten und nun folgte eine Pause bitterer Not.

Aber an ihrem glücklichen Naturell prallten all die Schicksalsstrieche ab, die andere so tief entmutigt hätten.

Mit der Elastizität ihres goldenen Leichtsinns hungerte und fror sie ohne Bedauern.

Sie wohnte in einer kleinen Kammer im Logis einer Federviehhändlerin, die ihren Asternmieter verloren hatte, und nun die Wohnung von drei Kammern für sich und ihre beiden Söhne zu groß befand.

Nettchens Kammer ging auf den Hof hinaus, in welchem die Pflinglinge der Händlerin, die Puten, Gänse, Hühner und Kropftauben ihr Wesen trieben.

In aller Morgenfrühe schon fuhr die Händlerin mit ihrem vollgepackten Handwagen nach der Markthalle, und dann war es ihre Gewohnheit, daß sie Nettchen einen unergründlichen Topf Kaffee zur Thür hineinschob, und in der fliegenden Eile den Spalt halb offen ließ. —

Da geschah es mitunter, daß aus der Küche, wo das zarteste Geflügel für den Winter eine Art südliche Luftkur genoß, einige Enten und Gänse, oder Tauben, oder im Gefolge seiner Damen der Gahn in Nettchens Kammer stolzieren kamen, um den an der Erde stehenden Kaffetopf einer Besichtigung zu unterziehen.

Nettchen beobachtete, mit halb blinzeln den Lidern, wie sich ganze Konferenzen und Unterhandlungen unter dieser gemischten Gesellschaft entspannen.

Der Tonangeber war natürlich fast immer der Gahn.

Er pickte ein paar mal wie besessen gegen den Henkel des Topfes, worauf er ein vor Erregung fast schluchzendes Glucksen von sich gab, das sofort alle seine Frauen an seine Seite rief.

Ganz wie in einer sozialen Parteiversammlung erschienen dann eilig und witzbegierig noch einige andere weibliche Konferenzteilnehmer, die Gänse mit hochmütig in die Luft gestrecktem Kopf, während die Enten, wie Frauen aus dem Volke, bescheiden und mit leisem Zischeln hereinschritten. —

Nettchen schaute von ihrem Bette neugierig zu diesem Kranz heftig konversierender Geschöpfe herab.

Die Eigenschaften und Angewohnheiten der verschiedenen Tierchen prägten sich ihr fest ins Gedächtnis.

Sie rief und lockte, indem sie ihre Stimme zu einem Glucksen verstellte. Und sie hatte bei einigen der Tiere den Erfolg, daß sie, an den Laut ihrer Stimme gewöhnt, auf ihren Ruf herbei kamen und die Köpfe zu ihr emporstreckten.

Eines Morgens erwachte Nettchen noch früher als sonst. Eine lebhaftere Idee war während eines Traumes in ihr aufgefliegen, und sie wunderte sich jetzt, daß sie dieselbe im wachen Zustande noch niemals erwochen hatte.

Sie würde sich einige Tiere abrichten, und mit ihnen die Orte durchziehen, um Vorstellungen zu geben, wie es eine Spezialität der Neuzeit geworden war.

Sie konnte kaum die Zeit erwarten, wo es lebhaft in der Wohnung wurde, der braune Topf wie aus einer Versenkung heraus erschien, und endlich das Rollen des Wagens vor der Hausthür erkennen ließ, daß die Händlerin zu Markte fuhr.

(Fortsetzung folgt.)

✻ Allerlei. ✻

Vorgeschichtliche Menschen in Patagonien. An der Westküste des südlichen Patagoniens, 5 Kilometer von dem Hafen Conhuelo, erhebt sich ein 800 Meter hoher isolierter Berg, der an seiner Südseite in etwa 250 Meter Höhe mehrere Höhlen zeigt. Die größte derselben, von etwa 180 Meter Tiefe, wurde 1895 von den in der Nähe angesiedelten Farmern entdeckt, die in ihr das Fell eines unbekanntes Tieres fanden. Dies war der Anlaß, daß die Höhle später von R. Hauthal aus La Plata genauer durchforscht wurde. Letzterer kommt zu dem Ergebnisse, daß die Höhle zum Aufenthalt von Menschen gedient hat, welche ein heute ausgestorbenes Riesentier aus der Familie der Gürteltiere, das Grypotherium, gezähmt hatten. Wenn es auch nicht gerade als Haustier gehalten wurde, so muß es doch in einem gewissen gezähmten Zustande gewesen sein, denn es fanden sich in einem besonderen Raume der Höhle Haufen trockenen Grases, die nur durch Menschenhand dorthin gebracht sein können. Zwischen weißer Asche und dunkler Aschenerde fand Hauthal auch einen 8 Zentimeter langen, dünnen Hautstreifen, und weitere Funde deuteten darauf, daß der Mensch lange Zeit, vielleicht viele Jahrhunderte hindurch, mit dem Grypotherium in der Höhle hauste. Dieses Tier hatte allem Anschein nach die Größe eines Rhinoceros und glich in seinem Äußeren mehr dem heutigen Ameisenbären als dem Faultiere. Ein schon 1895 in der Höhle gefundenes menschliches Skelett ist leider der wissenschaftlichen Untersuchung verloren gegangen, so daß über die Rasse der menschlichen Höhlenbewohner, die das Grypotherium gezähmt hatten, direkt nichts ermittelt werden konnte. Indessen fand Hauthal auf dem Gipfel eines nicht sehr weit von der Höhle liegenden Berges menschliche Ueberreste innerhalb eines kreisrunden Steinwalls und in derselben Gegend noch einige Steinringgräber. Die Bestattungsart ist den heute in Patagonien hausenden Indianern völlig unbekannt. Die Höhle selbst stammt nach Hauthal aus der Zeit zwischen der ersten großen Eisbedeckung Patagoniens und der späteren, kürzeren Eiszeit, und wahrscheinlich rühren die ältesten Funde, die in der Höhle gemacht wurden, auch aus dieser letzteren Epoche her. Reste, welche die oberste Schuttschicht enthält, müssen jedoch viel jüngeren Datums sein; sie sind von ziemlich frischem Aussehen und an den Schädeln und Knochen hafteten noch getrocknete Fleischstücke. Dies gab Anlaß zu der Annahme, das Grypotherium könnte möglicherweise noch lebend im Innern Patagoniens angetroffen werden; indessen ist diese Meinung irrig und das Tier spätestens schon vor 300 bis 400 Jahren gänzlich ausgestorben oder von den Eingeborenen ausgerottet worden.

Feuerprobe in Afrika. Von der früher im Hehelande (Deutsch-Ostafrika) üblich gewesen Feuerprobe erzählt Missionar Namroth in den

„Berliner Missionsber.“: Um Zauberer zu entlarven, die den Leuten Krankheiten anhegen, wurde früher, zur Zeit der alten Hehe-Herrschaft, eine richtige Feuerprobe angestellt. Der Mutunafa kann nur den Ort angeben, wo der Mißethäter steckt. Falls der Oberhäuptling die Sache nun weiter verfolgen will, läßt er die ganze Einwohnerschaft, Männer, Frauen und Kinder jenes Dorfes zusammenkommen. Ein großes Feuer wird angezündet und eine Hacke darin glühend gemacht. Dies alles geschieht unter Leitung des Muna Kanana, des „Oberlesers“, Festordners oder wie man das Wort übersehen will. Dann fängt er an, dreimal an der Hacke zu ledern. Darauf wird sie wieder glühend gemacht und der nächste kommt an die Reihe. Alle ohne Ausnahme müssen heran, selbst der Dorfhauptling, etwaige Aerzte ebenso, auch Wahrsager sind nicht ausgenommen. Nur der Oberhäuptling leckt nicht mit und — die Zunft der Schmiede. Wer ein ganz reines Gewissen zu haben glaubt, der leckt auch wohl vier- oder fünfmal. Da die Prozedur ruhig weiter geht, wenn auch schon einer entdeckt ist, so werden bei einer Feuerprobe oft vier oder fünf Zauberer gefaßt. Haben nun endlich alle geleckt, so werden die ertappten Mißethäter zum Oberhäuptling geführt. Mahina soll, wenn es sich nur um einen oder zwei handelte, meist die Todesstrafe verhängt haben, waren es mehrere, so wurde etwa die Hälfte zur Verbannung begnadigt. Noch jetzt erbiethet sich manchmal jemand zum Hackenlecken, um seine Unschuld zu beweisen, allein im großen Stil wird die Feuerprobe nicht mehr gehalten.

Das Telephon in der Kirche. Die in der Rue Bercingetorix in Paris nunmehr fertig gestellte Kirche (Notre Dame du travail) dürfte, wenigstens in Europa, das erste Gotteshaus sein, das mit Sprechleitung versehen ist. An den Chor schließt sich, außen, rundum die Sakristei an, welche in acht Zellen zerfällt, wovon jede ihre kleine Thür nach dem Chor hat. Jede Zelle ist mit elektrischem Licht und Sprechleitung versehen, welche letztere auch mit dem nahen Pfarrhaus in Verbindung steht, worin die acht Geistlichen der Kirche wohnen und ein gemeinschaftliches Leben führen. Dank dem Telephon kann jeder von ihnen, ob er sich im Pfarrhause oder in seiner Zelle befindet, sofort benachrichtigt werden, wenn seine Anwesenheit in der Kirche notwendig ist. Die Sprechleitung der Kirche hat auch Anschluß mit der Sprechleitung der Stadt. — Die Kirche zeichnet sich auch durch ihre Bauart aus. Die Außenmauern sind aus Stein, das Innere aus Eisen. Eiserne hohe Säulen tragen die eisernen Rippen der Gewölbe, welche aus leichtem Tuffstein bestehen. Dadurch ist viel Raum gewonnen und viel Geld erspart. Obwohl noch eine Krypta (für Vereins- und Kindergottesdienste) vorhanden ist, kostet der ganze Bau, nebst Bauplatz und Pfarrhaus, nur 900 000 Fr. Mit den Emporen zählt die Kirche 3000 Plätze und sieht von außen sehr hübsch aus.

Unsere Bilder.

Im Grünen. Der Hochsommer ist da und wenn es möglich ist, der kehrt den staubigen Straßen der Großstadt auf einige Wochen den Rücken und sucht in grüner Einsamkeit Ruhe und Genuß. Die junge Mutter auf unserm Bilde, die sich als Modistin in der Hauptstadt ihr Brot verdient, ist froh, sich in der stillen Abgeschiedenheit eines waldumhagten Dörfchens erholen zu können und sieht mit Vergnügen, wie sich die blassen Wangen ihrer Kleinen in der prächtigen Landluft röten. Schon früh morgens wandern die beiden hinaus auf die blühenden Waldwiesen. Das Kind spielt und pflückt sich Blumen und die Mutter freut sich des sonnigen Sommertages und ihres Ferienglückes.

Die Kieler Woche, der Gipfelpunkt der deutschen wassersportlichen Unternehmungen, ist für den Kieler Kriegshafen ein Volksfest, von dem sich nur diejenigen einen richtigen Begriff machen können, die während derselben diesen Ostseehafen besuchten. Den Höhepunkt erreicht dasselbe, wenn der deutsche Kaiser auf seiner Kaiseryacht „Sohenzollern“ eintrifft, dann prangen sämtliche Schiffe des Hafens in Flaggenparade, Uferanlagen und die Gebäude der in der Nähe des Hafens befindlichen Straßen haben Festtags-schmuck angelegt und die Bevölkerung befindet sich während der ganzen Zeit in Feiertagsstimmung.

Gemeinnütziges.

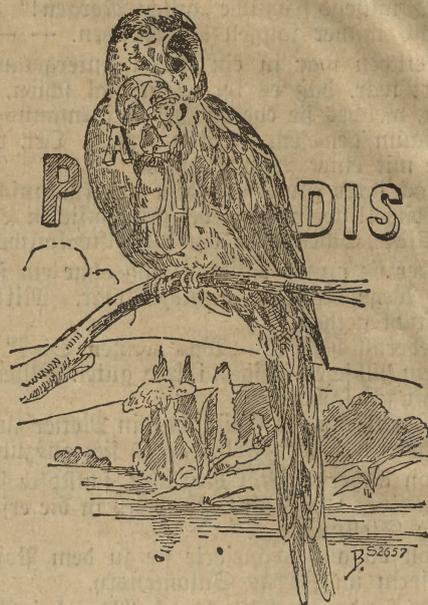
Gepökelte Kalbsteule. Das Kalbfleisch ist manchen Herren zu weichlich. In solchen Fällen empfiehlt es sich, eine schöne Kalbsteule zu pökeln, sie schmeckt dann herzhafter und giebt auch kalt einen ausgezeichneten Aufschnitt. Die Keule wird nicht zu groß genommen, das Bein oben herausgelöst und dann mit einigen Eßlöffeln Salz, etwas feinem Pfeffer, einer Prise Zucker und einer Messerspitze Salpeter überall gut eingerieben. Man legt die Keule in ein passendes Gefäß, übergießt sie mit etwas Öl und überdeckt sie mit einem Deckel. Das Fleisch wird, je nach der Bitterung, 6 bis 8 Tage unter täglichem Wenden gepökelt. Wenn man die Keule braten will, wird sie gewaschen, gehäutet und gespickt, in braune Butter auf Speckscheiben gelegt und in den heißen Ofen gesetzt, wo sie unter fleißigem Begießen 30 Minuten braten muß. Dann giebt man eine Tasse saure Sahne an den Braten und brät sie damit noch ein einhalb Stunden, wobei man hin und wieder saure Sahne nachgießt. Die Keule wird auf heißer Schüssel angerichtet, mit Kartoffelbällchen und mit Blumenkohl, der mit Butter überfüllt wird, umgeben. Als Sauce wird der mit etwas glattgerührtem Gustin und einer Messerspitze Fleischextrakt verrührte Bratenjag gereicht.

Nachtisch.

1. Silberrätsel.

ab, bak, bor, ches, de, gen, gett, göt, hoff, hu, lat, ra, rif, ro, sa, ta, ta, te, ter, tin, u.

Aus vorstehenden 22 Silben lassen sich 9 Wörter bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben je eine deutsche Stadt ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. eine Pflanze, 2. Berg in Palästina, 3. Vogel, 4. österreichischer Admiral, 5. Pflanze, 6. deutsche Universität, 7. Stadt im alten Thrakien, 8. Stadt in England, Grafschaft Kent, 9. Preisverzeichnis.



3. Rätsel.

Ich saß an Eins im Walde nieder,
Und nahm das zweite Wort hervor!
Ein Ganzes war es, da stieg wieder
Erinnerung leuchtend mir empor.

Verklungnen Stimmen durst ich lauschen,
Versunkne Bilder zeigten sich,
Und bei der Blätter leisem Rauschen —
Die Jugendzeit, sie grüßte mich.

Lösungen der Aufgaben in voriger Nummer:

1. Rhein, Shadow, Dachstein, Aspinwall, Mikodemus, Beethoven, Hamering, Parodie, Dnega. — Edel sei der Mensch.
2. Andanten.
3. Heber, Elisa, Arles, Beser, Areal, Wang, Orkan, Schrein, Bearn, Dauge, Zatra. — Bilzenkraut.

Lustiges.

Problem.

„Dienstmädchen (das sich mit seiner deutschen Herrschaft, die unter sich nur französisch spricht, in Italien aufhält): „Jetzt bin ich neugierig, wenn das Kind anfängt zu sprechen, obs da französisch, englisch, italienisch oder gar deutsch spricht?“



Unzuverlässig.

„Ich kann diesen Menschen nicht leiden: so oft er einem was erzählt, ist regelmäßig das Gegenteil davon wahr!“

„Nun, — dann würde ich eben halt immer das Gegenteil glauben!“

„O, darauf kann man sich bei dem auch nicht verlassen!“

Kunfbewertung.

„Maler (der von einer leichten Magenverstimmung geheilt worden ist): „Was bin ich schuldig, Herr, Doktor?“

„Arzt: „Ach, das ist so unbedeutend, vielleicht malen Sie mal gelegentlich ein Portrait von mir.“

Erlöst.

„Wie konnten Sie denn dem Grafen noch dreitausend Thaler leihen, wo Sie doch durch einen anonymen Brief gewarnt wurden? Es soll sogar darin mit dürren Worten gesagt sein, er wolle mit Ihrer Frau durchbrennen!“

„Nu eben!“

Uebertrumpft.

Dichterling (stolz): „Ich kann zufrieden sein, ich mag in welchen Salon kommen als ich will, so liegt mein Buch auf dem Tisch!“

Dichter (bescheiden): „So weit hab ich es noch nicht gebracht, doch so viel ich höre, liegt das meinige fast unter jedem Kopfkissen!“

Beim Baden.

„Du hast ja die Vorhänge nicht zugezogen, Toni!“

„Aber, Madame, es kann ja niemand hineinschauen, da drüben ist ja 'n freier Platz.“

„'s könnte doch ein Leutnant von der Luftschifferabteilung vorbeifliegen!“

Ein Neutraler.

„Sind Sie auch für die Goldwährung, Herr Studiosus?“

„Ach wissen Sie, ich glaube, das ist ganz egal, obs Gold, Silber oder Papier, bei mir währt's nie lang.“

Unter Bedienten.

„Du bist nicht mehr bei Deinem Marquis?“

„Nein, ich habe ihn neulich im Stich gelassen. Der Dienst war nicht unangenehm; aber der Marquis rauchte ganz elende Zigarren, und dann konnte ich mich auch an seinen Cognac nicht gewöhnen!“

Vom Katheder.

Professor: „Lachen Sie doch nicht so unbesonnen! Sehen Sie denn nicht, daß ich mich nur versprochen habe, als ich sagte: Goethes Wädra, — ich meinte selbstverständlich Schillers Pphigenie. — Merken Sie sich das: immer, wenn ich das Eine sage, meine ich das Andere — oder umgekehrt!“